Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 13 (1913-1914)

Rubrik: Neue Bücher

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

NEUE BUCHER

CARL FRIEDRICH WIEGAND. *Die Herrlichkeit des Cyriakus Kopp und andere Erzählungen.* Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1913.

Der erste Band Erzählungen, die uns der Dramatiker und Lyriker Wiegand schenkt. Und es zeigt sich gleich, wie das dramatische Schaffen für den Epiker eine gute Schule war; Wiegand verliert sich nie in jenem plätschernden Draufloserzählen, das nicht weiß, wo es hinaus will; die Komposition ist von vollendeter Ökonomie, jedes Wort gewollt und berechnet.

Eine einzige Stelle ist vielleicht im ganzen Buch, wo Wiegand die dramatische Art des Erzählens, das Zurechthauen seiner Figuren mit Axthieben aufgibt und sie schalkhaft und anmutig mit dem Schnitzmesser rundet. Es ist die Episode mit den Pfarrerstöchtern in der Titelerzählung, die eine nach der andern den verletzten Leutnant im Oberstübchen besuchen und eine nach der andern unter den Blicken der ahnenden Ältesten mit verwirrtem Haar und holdem Erröten zum Abendtisch zurückkehren. Das ist mit so leichtem Fluss und feinem Humor geschildert, dass man hier eine Goldader im Talent Wiegands vermuten muss, die uns köstliche Gaben verspricht und an der er noch nie geschürft hat.

Voller rasch sich folgender, unerwarteter Geschehnisse ist die Erzählung von der *Herrlichkeit des Cyriakus Kopp,* eines Halunken, dem unvermutet zugefallener Reichtum und sonderbare Lebenslagen die Gelegenheit geben, vor sich selbst und vielen seiner Nachbarn die Rolle des Ehrenmanns und Helden zu spielen. Das Dorf Leuba in der Nähe von Leipzig wurde nämlich im Jahr 1812 von Kriegssteuern und Einquartierung verschont, weil es nicht auf den Landkarten verzeichnet war, und was dem Pfarrer als besonderer Schutz der Hand Gottes erschien, nutzte Kopp frech zu seinen Zwecken. Das Widerspiel der weltgeschichtlichen Ereignisse, die der Schlacht von Leipzig vorausgehen, im engen Spiegel eines abseits der Heerstraße liegenden Dorfes mit den Konflikten, die sich im Herzen der einzelnen Bewohner abspielen, ist ein vorzüglicher Hintergrund für die Kämpfe eines Mannes, der aus seiner Niedrigkeit und Gemeinheit heraus möchte und sich nur immer tiefer in seinem Lügengewebe verstrickt, bis er, äußerlich auf der Höhe seiner Entwicklung, an seinem eigenen Tun zugrunde geht.

Von den kleineren Erzählungen — die erste ist ein Stück von 220 Seiten — sei noch besonders *Der alte Schabert* genannt, die knorrige Figur eines Maschinenfabrikanten, der sich vom einfachen Schlosser heraufgearbeitet hat und nun bei einer Krise seines Betriebs sich von der ganzen Welt verlassen fühlt, auch von dem einzigen Sohn, der auf dem Totbett liegt und dem sich nun heiß seine ganze Liebe zuwendet. Wie dieser Mann, über dem alles zusammenstürzt, wieder an den harten Forderungen seines Berufs innerlich gesundet, hat Wiegand mit großer Wärme und großem erzählerischem Geschick dargestellt. A. B.

*

RUTH WALDSTETTER. *Das Haus „Zum großen Kefig"* Gebrüder Paetel, Berlin, 1913.

Die junge Schweizerin, die mit dem Namen Ruth Waldstetter zeichnet, nennt ihr neuestes Werk eine Erzählung. Wer nun deshalb erwartet, er werde darin einen Stil finden,

der den Stoff adelt, der jede Banalität, namentlich die banale Unterredung meidet, ein geschlossenes Werk, von dem sich nichts wegnehmen und zu dem sich nichts hinzutun lässt, der wird sich bald enttäuscht fühlen.

Und wer im Waschzettel die gesperrt gedruckten Worte gelesen hat, es handle sich in dem Buch um den Kampf zwischen dem Warenhaus und dem Spezialgeschäft, ist nicht weniger enttäuscht, wenn er über dieses Thema nur auf Seite 14 bis 16 einige Expektorationen im Traktätleinstil, auf Seite 44 die kurze Behauptung, dass durch die Warenhäuser der Geschmack unsolid geworden sei, ferner ein dutzend belanglose Zeilen auf Seite 52 findet; dann wird noch auf Seite 145 bis 148 der nicht etwa durch die Warenhäuser sondern durch dumme Spekulationen ruinierte Jakob Wohltraut von einem Warenhaus mit dem Titel Direktor angestellt und ärgert sich auf Seite 164 darüber, dass das den Kunden durch Zirkular mitgeteilt wird. Das ist alles, wirklich alles. Und doch wäre die Geburt und Ausbildung einer neuen wirtschaftlichen Form, die schwer in menschliche Schicksale eingreift, eine ausgezeichnete Grundlage für ein noch zu schreibendes, lebensstarkes Buch.

Am meisten erstaunt ist aber, wer aus den früheren Werken von Ruth Waldstetter ihren guten Blick für das psychologisch Belangreiche kennt und nun bloß flau gezeichnete Charaktere vorfindet, die sich in dem locker gebauten Buch wie ein Planetensystem ohne Sonne ausnehmen.

A. B.

*

KARL SCHEFFLER. *Italien. Tagebuch einer Reise.* Mit 118 Vollbildern. Inselverlag 1913. Halbpergament 12 Mk.

Viel Überflüssiges ist über Italien geschrieben worden: aus dem Geist der Willkür oder der Konvention. Dies Buch gehört zum Notwendigen, ein Tagebuch, dem eine Allgemeingültigkeit zukommt, das bestimmt erscheint, einst als das Urteil unsrer gegenwärtigen Epoche zu erscheinen. Scheffler ist mehr als einer unsrer einsichtsvollsten Kunstschriftsteller; er ist ein vielseitiger und gründlicher Durchforscher der Grundstruktur unsrer Zeit und sein innerstes Bestreben ist, auf ihr organisch eine wahrhaftige künstlerische Kultur aufbauen zu helfen.

Wenn er, mit 42 Jahren zum erstenmal, die Alpen übersteigt, so ist es also nicht um der Vergangenheit sondern um der Zukunft willen, nicht um Italien handelt es sich ihm, sondern, was wichtiger ist, um uns, um „neue Lebensmöglichkeiten, Willensmöglichkeiten.“ Als wirkende Persönlichkeit muss er am höchsten werten, was bereichert, wirkt (eine höhere historische Wahrheit gibt es für ihn nicht). Auch Goethe hat es so gemacht. Nun wäre es seltsam, wenn noch die selben Kräfte von Italien belebend ausgingen wie zu seiner Zeit oder der J. Burckhardts. Mancher Leser wird, was er, einer großen Tradition des Urteils zum Trotz, vor Bildern und Bauten empfand, hier rückhaltslos ausgesprochen finden, eine lang vorbereitete Neuwertung ist energisch vollzogen.

Scheffler zerstört die Reste einer romantisch idealen Auffassung Italiens und schwankenden Vorherrschaft der Renaissancekunst. Seine Kritik macht vor ihrer Hochburg: St. Peter in Rom, nicht Halt; in der Malerei besteht nur Leonardo und Michelangelo, vor Raffael aber ruft er: „Ich

glaube dir nicht!" Er vermisst in der Harmonieseligkeit der Renaissance die tiefe Notwendigkeit des Schöpferischen, den unbedingt wahren Ausdruck Geheimnis und Unendlichkeit. Aber das unerschöpfliche Italien gibt ihm all das in seiner frühern, mit gotischem Wesen und nordischem Geist verwandten Kunst zurück. Wenn er sich in Venedig innerlich kalt und enttäuscht von den herrlichen Kulissen der Prokurazien abwendet, so leuchtet ihm dafür aus der goldenen Dämmerpracht von San Marco eine Schönheit entgegen, die fruchtbar zu werden verspricht; Giotto gewinnt, was Raffael verliert, und eine Brücke führt von der ungeheuren Sachlichkeit, der schlichten wuchtigen Selbstverständlichkeit der Nutzbauten der römischen Weltherrschaft zu den großen Aufgaben der heutigen Architektur.

Nicht um eine naseweise und wohlfeile Umkrempelung der Urteile handelt er sich in diesem Tagebuch; wir sind Zeugen eines redlichen und heißen Ringens um Wahrhaftigkeit und Selbständigkeit, und mit dramatisch wachsender Spannung folgt man diesem innern Prozess von den ersten instinktiven Regungen bis zur wuchtigen und reifen Aussprache neu gewonnener Anschauung. R. FAESI

*

SIMON GFELLER, *Geschichten aus dem Emmental*. Bern, A. Francke, 1914.

Simon Gfeller hat mit seinem ersten Buch *Heimisbach* seinen Namen rasch überall bekannt gemacht, wo Sinn und Freude zu echter Heimatkunst zu finden ist. Die an losen Fäden aufgereihten Dialektplaudereien, die lustigen Anekdoten und warmherzigen Geschichten, in einem reichgeblümten Dialektkleid, mussten ihm allerorts Freunde werben. Es waren sprachliche Schmuckstückchen, aus emmentalischem Geist und emmentalischer Sprache herausgeboren. So sehr, dass man mitunter die Sprache und die Freude am Ausdruck als das Primäre empfand. Um so größer musste die Spannung sein, als Gfeller ein hochdeutsches Buch ankündigte, mit Huggenberger auf den Schwingplatz trat. Die *Geschichten aus dem Emmental* die nun in einem vornehmen Bande bei Francke in Bern erschienen sind, entstammen dem selben warmen Herzen, dem selben humorvollen Gemüte, die uns den *Heimisbach* geschenkt haben. Simon Gfellers freundliche Augen lächeln uns auf jeder Seite entgegen, wir lauschen dem vergnüglichen Erzähler, der so farbig und plastisch den Reichtum des bodenständigen Sprachschatzes zu verwerten weiß, mit Freude, dem scharfen Beobachter, der in den zugeknöpften Herzen seiner Nachbarn zu lesen vermag. Was schon in seinen Dialektgeschichten so schön zur Geltung kam, die Gabe, über das armseligste Elend die wärmende Sonne versöhnlichen Humors leuchten zu lassen, das finden wir auch hier wieder. Ob er uns den verachteten Vagabunden *Zwölfischlegel* oder den vom Schicksal stiefmütterlich bedachten *Suppentöter Fritz* zu Wegbegleitern gibt, wir freuen uns der armen Teufel, die uns mit ihrer liebenswürdigen Menschlichkeit die Strecken kürzen, und wenn wir bei der ersten Begegnung auch die Nase rümpfen möchten, wir scheiden von ihnen mit einem brüderlichen Händedruck. Die tapferen Taunersfraueli *Christine Brand* und *Das Rötelein* zwingen uns Hochachtung ab, und mit dem alten Pfarrer bewundern wir den wackern Hansueli, der seine „Bürden" mit solch vorbildlicher Kraft

trägt. — Und wir müssen uns fragen, woran es liegt, dass der Eindruck dieses Buches nicht so stark und unvermittelt ist wie beim Heimisbach. Liegt es daran, dass die beiden Bücher aus dem selben Geiste heraus geboren sind, dass aber ein Dialektbuch und ein Buch in der Schriftsprache einen anders gearteten Nährboden verlangen? Dass vor allem der Dialekt in der Wahl des Stoffes unbekümmerter sein darf, die künstlerische Gestaltung erst in zweiter Linie kommt und die sprachliche Einkleidung ein Mantel ist, unter dem manches in den scharfen Bysluft der öffentlichen Beurteilung sich stellen darf, das ohne dieses Gewand an Ohren und Nase Frostbeulen davonträgt? Vor allem ist es ein gewisser Einschlag von Sentimentalität, der den Geschichten aus dem Emmental eignet, und der uns aus dem Nährboden der Dialekterzählung zu entstammen scheint. Es ist der Ton, der aus unsern Volksliedern und aus den Handörgeli uns entgegentönt, den wir aber wohl unter der Dorflinde und an der Sichlete mit Freude hören, nicht aber im Konzertsaal. In der Dialekterzählung vertragen wir viel mehr Gefühlsmomente, weil das sprachliche Element, vor allem das Berndeutsche, durch seine nüchterne Schlagkraft und seine robuste Bildkräftigkeit von selber das natürliche Gegengewicht bildet. Es mag auch oft Gfeller leid getan haben, seine drolligen aus dem Dialekt und dem angestammten Wortwitz stammenden Einfälle ins Schriftdeutsche übersetzen zu müssen. In der Dialekterzählung nehmen wir auch gern ein loses Aneinanderfügen der Handlung hin, ein ungekünstelt natürliches Erzählen, während wir in der Schriftsprache die künstlerische Bewältigung des Rohstoffes als einen wesentlichsten Bestandteil der Erzählung zu betrachten gewohnt sind. Hierin ist von den größeren Geschichten das *Rötelein* entschieden voranzustellen. Ein anderes Moment, das der Dialekterzählung vor allem angehört, ist die liebevolle, ins kleinste gehende Detailmalerei. Da darf der Erzähler auf jede Äußerlichkeit, jede Kleinigkeit eingehen, da er hier seine besten Farben holt, weil die Mundart dem kleinsten Ding Leben verleiht. Dass dem in der Schriftsprache nicht so ist, dass hier eben eigentlich andere Voraussetzungen zugrunde liegen, hat wohl Simon Gfeller auch empfunden, daher der überreiche Gebrauch eingeschmuggelter Dialektausdrücke. Sie sind es, die seiner Sprache die erwünschte Bildlichkeit und Farbigkeit verleihen. Sie heben die Geschichten sämtlich auf eine unverkennbare Höhe, die ihrem künstlerischen Gehalt nach ihnen nicht zukäme. Hier zeigt sich der Meister des sprachlichen Ausdrucks, auf jeder Seite freut man sich wieder an einem kernigen Wort, das einem entgegenspringt, an einer verblüffenden Wendung, die plötzlich aufleuchtet. Aber diese alle sind Anleihen bei seiner Mundart. Und so kommt man am Ende dieser famosen und durchwegs liebenswerten Geschichten zu dem Schluss, dass auch in diesen schriftdeutschen Geschichten Gfellers das Echte und Eigene, das Bodenständige nicht aus der Art, die Menschen und Dinge zu schauen und zu empfinden, stammt, sondern aus der Art, ihnen Worte zu leihen, das heißt aus dem Geiste der Mundart stammt. Dies ist kein Vorwurf — nichts liegt uns ferner —, sondern ein Fingerzeig. Es ist auch keine Kritik, sondern der Versuch, ein bei der Lektüre aufgetauchtes Problem zu erörtern.

H. Bl.